



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Thorer Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. * № 16.

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich morgen —“ versuchte der Commendatore einzuwenden.

„Das nützt nichts, was Sie sagen,“ unterbrach ihn Giuberti. „Bezahlen Sie oder bezahlen Sie nicht, Herr Commendatore?“

„Aber wegen lumpiger zwölftausend Lire werden Sie doch nicht —“

„Ich werde, ich werde! Verlassen Sie sich darauf. Wenn Sie mich heute nicht bezahlen, können Sie morgen mit Ihrer Familie schlafen, wo Sie wollen, nur hier nicht, nur in der Villa Marini nicht. Verstanden? Ich muß das Geld haben, denn ich muß meine Zahlungstermine auch einhalten.“

Marini schien nun zu merken, wem er gegenüberstand. Unwillig zuckte er die Achseln, als ob er zu spät einsähe, welche schamlosem Wucherer er in die Hände gefallen sei. Er hatte von der Summe des Wechsels kaum die Hälfte bar empfangen, als es sich darum handelte, andere drückende Schulden zu begleichen. Die andere Hälfte war für Zinsen, Kosten, Provisionen, die er alle hatte vorher bezahlen müssen, daraufgegangen. Wie alle Wucherer in Neapel, hatte auch Don Leone ihm gegenüber die Ausrede gebraucht, daß er das Geld nicht selbst, sondern von anderen habe, denen er verantwortlich bleibe, um auf diese Weise sich vor dem Gesetz zu schützen und das Geschäft des Vorganges von sich ab und auf den „großen Unbekannten“ zu wälzen. Das sah nun Marini alles zu spät ein. Er wendete sich deshalb unwillig ab und sagte nur stolz und herablassend: „Kommen Sie!“

Damit ging er den Park entlang nach einem kleinen Pavillon, der als eine Art Auslug auf einem Felsvorsprung stand. Don Leone folgte. Beide sahen nicht, wie in einiger Entfernung der junge Offizier in der schneidigen Kavallerieuniform stöhnend, wie aus allen Himmeln gestürzt, auf eine Gartenbank niedersank und dort regungslos liegen blieb.

In dem Pavillon traf Marini mit dem Grafen Massimo, der dort mit einigen Damen saß, um das genossene Mahl bei einer Tasse Kaffee angenehm

zu verdauen, zusammen. Er trat sofort auf ihn zu.

„Ah, mein lieber Herr Graf,“ rief Marini, „ich bin untröstlich, Sie auf eine Minute stören zu müssen. Würden Sie die Güte haben —“

Graf Massimo sah sofort, um was es sich handelte. Höflich, geschmeidig unterbrach er sofort seinen lebenswürdigen Wirt, indem er sagte: „Aber mein lieber Herr Commendatore, ich bin ganz zu Ihrer Verfügung. Befehlen Sie über mich.“

„Hm. Ja. Ich wußte es wohl. Sie sind ein Cavalier. Bitte, nur einen Augenblick. Es handelt sich um eine Bagatelle,“ fuhr er mit einer vornehmen Flüchtigkeit und Ober-

flächlichkeit fort, als ob sich das Arrangement, wie er es im Kopfe hatte, ganz von selbst verstände, „die Damen werden huldvollst entschuldigen. Wir sind gleich fertig und sofort wieder zu Ihrer Verfügung.“

Damit traten sie aus dem Pavillon und in den dunklen Park zurück.

„Sie kennen Herrn Giuberti?“ fragte Marini von neuem.

„Hm — ich habe bereits das Vergnügen gehabt,“ antwortete Graf Massimo mit fastigem Lächeln.

„Gut, gut. Ich konnte mir das denken. Lassen Sie mich Ihnen erklären, um was sich's handelt. Ich habe Giuberti einen Wechsel über zwölftausend Lire anvertraut, er braucht das Geld und zwar sofort. Würden Sie die Gefälligkeit haben, mir mit diesen zwölftausend Lire auszuhelfen, Herr Graf?“

Ein Neapolitaner sagt nicht gern eine Wahrheit, die einem anderen unangenehm sein könnte. Er gebraucht lieber die wunderbarsten Ausflüchte, um diese Notwendigkeit zu umgehen. So auch Graf Massimo. Er war sofort entschlossen, dem Commendatore Marini auch nicht einen Soldo vorzuschießen, um wie viel weniger zwölftausend Lire. Er hätte das, wie er Marini kannte, vor seinen eigenen Kindern nicht verantworten können. Doch mochte sich Graf Massimo andererseits als Gast Marinis nicht zu einer unumwundenen Zurückweisung der Bitte entschließen. Und wenn er auch nicht annehmen konnte, daß dieser ihn eingeladen habe, um ihn anzupumpen — wenn das auch, wie die Sache lag, nicht ausgeschlossen war — so wollte er ihn doch auch nicht ganz in seiner Hoffnung enttäuschen und sagte: „Selbstverständlich, mein lieber Herr Commendatore, bin ich ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Ah, hm! Ich wußte es. Sie hören, Herr Giuberti —“ machte der Commendatore vornehm und von oben herab.

„Nur,“ fuhr Graf Massimo fort, „müssen Sie mir Zeit lassen.“

„Wie?“ fragte Marini.

„Ich habe die Summe natürlich augenblicklich nicht bereit.“

„Aber ich brauche sie sofort!“ drängte Herr Marini.

„Ja, mein Lieber, wo soll ich in diesem Augenblick zwölftausend Lire hernehmen?“



Großherzog Friedrich von Baden. (S. 123)
 Nach einer Photographie von Oscar Suda, Hofphotograph in Karlsruhe.

„Das habe ich Herrn Giuberti auch gesagt.“

Don Leone durchschaute die ganze Komödie, die Graf Massimo spielte. Er wußte ganz genau, daß dieser in acht Tagen oder in vier Wochen wieder neue Ausflüchte haben würde, und er in dieser Weise nie zu Geld kam. Wohl aber konnte ihm, wenn er nur einige Tage wartete, irgend ein anderer Gläubiger Marinis in der Pfändung der Villa zuvorkommen, und das mußte er um jeden Preis vermeiden.

„Nun, Herr Commendatore,“ fragte er also kurz, „bekomme ich mein Geld oder nicht?“

„Aber Sie hören ja, Herr Giuberti —“

„Ich höre, daß Graf de Mattei ebenso wenig Lust hat, den Wechsel zu bezahlen, wie Sie.“

„Herr Graf, Sie müssen Rat schaffen,“ bat Marini in seiner Not. Er machte in diesem Augenblick den Eindruck eines Kindes, so hilflos, so ahnungslos bezüglich des wahren Sachverhalts, daß sich Giuberti und Graf Massimo in gleicher Weise über ihn wunderten. Was jeder sah, das sah der Commendatore noch immer nicht.

„Ich bin außer Stande,“ antwortete Graf Massimo achselzuckend, „für den Augenblick — zu meinem größten Leidwesen außer Stande.“

„Aber —“ begann Marini wieder wie verzweifelt.

„Gute Nacht!“ sagte Don Leone scharf und wendete sich zum Gehen.

Noch einmal blieb er stehen und rief: „Gehen Sie nicht zu spät zu Bett, Herr Commendatore, denn ich werde Sie morgen früh sehr zeitig wecken.“

Gleich darauf war er verschwunden. Auch dem Grafen Massimo wurde nun in der prächtigen Villa des Commendatore schwül. Er wäre am liebsten schon draußen gewesen und bereute jetzt überhaupt der Einladung gefolgt zu sein. Er hatte es nur seines Sohnes wegen gethan, und nun, da er gesehen, daß nicht nur seine Befürchtungen sich bestätigten, sondern sogar noch übertroffen wurden durch die schwierige Lage Marinis, nun war er fest entschlossen, weder selbst irgend welche Verbindung mit diesem einzugehen, sondern auch seinem Sohn energisch reinen Wein einzuschütten und ihm jedenfalls seine Thorheiten in Bezug auf Peppa auszuweisen.

Gleichwohl, wie es nun einmal seine Art war, tröstete er Marini in seiner üblen Lage mit allerlei Redensarten, sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, daß sich „alles arrangieren“ werde, trotzdem er innerlich überzeugt war, daß der Mann verloren, wenigstens für die gute Gesellschaft verloren sei, und versprach, morgen sofort die erforderlichen Schritte zu thun. Niemand auf der Welt ist im Versprechen größer als ein Neapolitaner, und das allgemeine Beispiel ist für den einzelnen mächtig. Warum hätte Graf Massimo nicht auch denken sollen wie alle Welt? Endlich schüttete er Kopfschmerzen vor und ließ Marini in seinem Park stehen, um seinen Sohn Giuliano aufzusuchen und mit diesem sofort nach Hause zurückzukehren.

Lange lief Graf Massimo suchend und horchend im Park der Villa Marini herum, konnte aber seinen Sohn Giuliano nicht finden. Und doch wollte er ihn auch nicht allein hier lassen. So suchte er denn weiter, wie gern er auch so bald wie möglich nach der Stadt zurückgekehrt wäre.

Endlich sah er das helle Kleid Peppas durch das Gebüsch schimmern und hörte leise, leidenschaftliche Worte, von denen er nur ver-

stehen konnte, wie sein Sohn mehreremal mit größter Heftigkeit ausrief: „Nie! Nie! Nie!“

Graf Massimo wollte natürlich keine Scene und keine unangenehme Ueberraschung machen und rief daher schon von weitem laut: „Giuliano!“

Er sah, wie die beiden jungen Leute hastig auseinanderfuhren. Er konnte nicht anders, als sich sagen, daß sich hier soeben eine jener Scenen abgespielt hatte, die so häufig bestimmend für das ganze Leben der Betroffenen sind. Aber er hoffte wohl, daß die augenblickliche Begeisterung und Aufregung unter dem zwingenden Gewalt der Thatsachen, unter dem nüchternen und klugen Einverleib der Tage wieder verrauchen werde. Sein Sohn Giuliano war nicht der Mann, der seiner Leidenschaft zuliebe eine arme Frau und eine arme Familie ernähren wollte oder konnte. Er war an Wohlleben gewöhnt und kannte das Leben gerade hinreichend, um zu wissen, was es heißt, ohne Vermögen zu sein. Der Unterschied zwi-



Cecil Rhodes. (S. 123)

sehen reich und arm ist ja fast in ganz Europa nirgends so grell, als gerade in Neapel. Warum sollte also just sein Sohn dafür blind sein?

„Du hier, Papa?“ tönte die Stimme des Grafen Giuliano überrascht.

„Wir müssen gehen, Giuliano,“ sagte Graf Massimo näher tretend, „es ist schon spät.“

„Schon spät? Wie spät?“

„Es ist spät, es ist spät. Komm. Mein teures Fräulein, ich hoffe, es wird mir recht bald wieder vergönnt sein, Sie zu begrüßen.“

Peppa war so aufgeregt, so ängstlich und verschüchtert, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Es fiel ihr nicht auf, daß Graf Massimo in fast verletzender Weise zum Aufbruch drängte. Es fiel ihr überhaupt nichts auf, nur, daß Giuliano sich verabschieden wollte, das wurde ihr allmählich klar. Ihr Glück war wie alles Glück, flüchtig und trügerisch gleich der Welle.

„Du vergißt nicht, Giuliano,“ flüsterte sie endlich, „morgen nachmittag!“

„Wie werde ich denn etwas vergessen, Peppa, was dich betrifft! Willst du mir nicht den Arm geben, damit ich dich hinaufführe?“

Die drei Personen kehrten zurück, verabschiedeten sich im Vorhaus, das nach der Straße hinausging, und Graf Massimo trat

mit seinem Sohn auf die Straße, wo er seinen Wagen bestieg.

„Gott sei Dank,“ seufzte er, während der Wagen sich rasch nach der Stadt zu in Bewegung setzte, „das wäre vorbei.“

„Was wäre vorbei?“ fragte sein Sohn verwundert.

„Nichts. Sage mal, was war denn das? Was sollst du denn morgen nachmittag nicht vergessen?“

„O, nichts Besonderes, Papa.“

„Das kann ich mir wohl denken. Aber ich will es gleichwohl wissen. Also heraus mit der Sprache. Wie steht die Sache?“

„Peppa hat mir erzählt, daß sie morgen nachmittag in die Kirche San Antonio zur Andacht geht, und ich soll sie abholen.“

„Das wirst du hübsch bleiben lassen, mein Junge. Hörst du?“

„Wie meinst du, Papa?“

„Bleiben lassen sollst du das! Bist du taub?“ entgegnete sein Vater.

„Aber weshalb denn? Ich habe es ihr ja versprochen. Ich muß doch mein Wort halten, Papa.“

„Papperlapapp! Ich dulde es nicht. Hast du mich verstanden?“

„Nein, ich verstehe dich nicht. Es war doch ausgemacht —“

„Höre zu, Giuliano! Du sollst mich sofort verstehen. Du sollst wissen, wie die Sachen stehen, denn dich geht es doch eigentlich in erster Linie an. Also der Commendatore Marini ist fertig! Verstanden?“

„Fertig! Du meinst —“

„So fertig wie möglich! Du wirst es in den nächsten Tagen sehen, und wenn ich Lust gehabt hätte, einen Teil seiner Schulden zu bezahlen, so konnte ich das Vergnügen heute abend schon haben. Ich hatte aber keine Lust.“

„Mein Gott, so rasch geht das aber doch nicht.“

„So rasch? Der Mann mag wohl schon seit Jahren auf Pumper leben. Aber das ist für uns ja ganz gleichgültig. Wenn so etwas einmal kommt, so ist es immer rascher da, als irgend jemand glaubt. Die Hauptsache ist nun, daß du darum weißt und dich beizeiten zurückziehen kannst.“

„Zurückziehen? Von Peppa? Nimmermehr!“ antwortete Graf Giuliano heftig.

„Wie?“ fragte sein Vater eifrig und mit gezwungener Ruhe.

„Nie, nie, nie!“ wiederholte Giuliano mit immer größerer Hitze, als wirke die Zornmutung, je mehr er sich darüber klar werde, immer abstoßender.

Graf Massimo sah ihn flüchtig im Scheine einer Straßenlaterne, an der sie just vorüberfuhren, an.

„Gut,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „wir wollen das gleich abmachen, damit du nicht im Irrtum bist, was ich über die Sache denke. Du bekommst, wie du weißt, von mir einen monatlichen Zuschuß von dreihundert Lire, das macht mit deiner Gage zusammen etwa vierhundert Lire pro Monat —“

„Ich weiß gar nicht, was das mit der Sache zu thun haben soll.“

„Höre zu. Du weißt aber doch, daß du wenigstens bisher damit noch nie ausgekommen bist, und ich regelmäßig am Jahreschluß, manchmal auch früher, noch einige restierende Rechnungen bezahlen muß, die bald deine Garderobe, bald deine Pferde — angeblich! — betreffen. Ich bin immer gutmütig gewesen, habe nicht viel gefragt und bezahlt. Das wird von dem Tage anders, an dem ich höre, daß du weiter im Hause Marinis

oder auch außerhalb desselben mit Fräulein Marini verkehrt. Verstehst du?"

"Vater!"

"Laß mich in Ruhe mit deinen Dummheiten. Ich soll wohl ruhig zusehen, daß du in dein Unglück rennst? Denn das wäre eine Heirat zwischen dir und Peppa. Du kannst nicht rechnen, und sie erst recht nicht. Wie wollt ihr denn beide von dem, was ich dir ausgelegt habe, leben? Denn mehr giebt's nicht! Das weißt du doch! Es ist nicht mehr da. Und dir oder gar einem anderen zuliebe Schulden zu machen — das fällt mir nicht ein. Nimm dich in acht, Giuliano, und renne nicht in dein Unglück. Du weißt, ich lasse nicht mit mir spaßen. Also die Geschichte mit der kleinen Marini hört auf. Willst du mir das versprechen, Giuliano?"

"Vater — ich — ich habe versprochen —" stammelte der junge Mann niedergeschlagen.

"Ach, Unsinn! Solche Sachen kennen wir. Ich gehe morgen zu deinem Oberst. Er wird dich mir zuliebe auf einige Wochen nach Aversa versetzen. Wenn du dann zurückkommst —"

"Vater, nur das nicht, nein! Alles, was du willst, nur das nicht!" bat Graf Giuliano mit erregter und zitternder Stimme.

"Aha, du glaubst, du kannst mich hintergehen —"

"Wer weiß, ob nicht alles noch gut wird, ob du dich nicht getäuscht hast über Marinis Lage, ob —"

"Das werden wir alles später sehen, und deshalb bleibt alles dabei, wie ich es gesagt habe. Verstanden? Giuliano, mache mich nicht böse! Das sage ich dir. Du weißt, daß ich dir empfindliche Striche durch die Rechnung machen kann. Also überlege dir das zweimal, wenn du Dummheiten machen willst."

Der Wagen hielt. Graf Massimo sah hinaus und bemerkte, daß er vor seinem Hause an der Riviera di Chiaja angekommen war. Die Herren stiegen aus.

"Geht du mit hinauf?" fragte Graf Massimo.

"Um — ich weiß nicht —" antwortete Giuliano zögernd und unschlüssig.

"Mache, was du willst. Ich schreibe dir nichts vor, aber denke daran, was ich dir gesagt habe. Du wirst dich über mich nicht zu beklagen haben, Giuliano, aber wenn ich einmal gesagt habe: so ist es und so will ich es haben, so bleibt es auch dabei. Wenn du trotzdem denkst, du kannst mit dem Kopf durch die Wand rennen, so sollst du bald wissen, wie hart die Wände im Palazzo Mattei sind. Und nun gute Nacht. Denke daran, was ich gesagt habe."

"Gute Nacht, Vater."

Damit trat Graf Massimo in seine Behausung ein, während sein Sohn nachdenklich nach der Chiaja zu ging, wo er bald im Menschengewühl verschwand.

4.

Es war kurz nach Mitternacht, als die letzten Gäste die Villa Marini verließen. Man war sehr lustig gewesen, hatte sogar noch getanzt, und Commendatore Marini war so liebenswürdig wie nie, war unermüdet in der Unterhaltung seiner Gäste, hielt jeden einzelnen so lange wie möglich zurück und schien eine merkwürdige Angst zu haben, als auch die letzten fortgingen, und er allein mit seiner Familie blieb.

Der Mond war aufgegangen und stand am Südhimmel des Golfes, so daß er einen mächtigen, silberglänzenden Streifen auf das Meer warf, den dann hin und wieder ein Dampfer oder ein Segelschiff durchschnitt, dunkel, finstern, lange Schatten auf dem unruhigen Meere werfend. Der Wind hatte sich gelegt; der Rauch, den der Besuw ausstieß, zog im ruhigen, malerischen Kreise über die Landzunge von Sorrent nach Capri hinüber, um sich endlich in der sternklaren Luft zu verlieren, aufzulösen wie ein warmer Hauch in kalter Winternacht.

In der Nähe der Villa Marini, vielleicht aus einem der Restaurationsgärten, wo noch Fischer und Matrosen beim Wein saßen oder die Tarantella tanzten, erklang eine Mandoline. Das waren ganz dünne, zitternde Töne, die die Ruhe der Nacht durchhallten, und doch, wie mächtig, wie hinreißend, wie zauberisch gingen sie in dieser Umgebung, in dieser Pracht zu Herzen, wie süß und einschmeichelnd wirkten sie in Gemeinschaft mit dieser Symphonie der Natur, mit diesen paradiesischen Reizen, die der Schöpfer hier mit verschwenderischer Hand über Land und Meere ausgestreut hat.

Am Fenster seines Schlafzimmers stand Commendatore Marini, die Augen starr und wie erloschen ins Leere gerichtet, die Lippen zuckend, schlaff herabhängend, das sonst blühende Gesicht fahl, aschgrau, wie schmutzig. Stundenlang stand er so da, unbeweglich, starr — er schien sich gar nicht trennen zu können von diesem unvergleichlichen Schauspiel der Natur. Ein armer Teufel, der vor Hunger nicht gerade stehen kann, oder ein Lappländer, für den es sich darum handelte, seine ewige Eisnacht und Wintersehner mit dem ruhigen Schlaf des Todes zu vertauschen, die mochten sich leicht entschließen, zum Revolver zu greifen und mit einem leichten Fingerdruck den bekannten Sprung hinüber in das unbekannte, große, rätselhafte Nichts zu thun. Er aber, der von reichbesetzter Tafel aufstand, aus einem Paradies fort mußte, fort, ein Fraß für Würmer — das war schon schwerer. Und doch mußte es sein!

Es war vorbei. Morgen würde man die Villa sequestrieren, der Nimbus des Reichthums, den Marini so lange wie eine undurchdringliche Dunstwolke um sich zu verbreiten gewußt hatte, war dann zerstört. Das Besitztum war ja schon über seinen wirklichen Wert hinaus mit Hypotheken belastet; auf seine kostbare Einrichtung hatte der Commendatore gleichfalls wiederholt Summen aufgenommen, und so waren diese letzten zwölftausend Lire denn gewissermaßen nur der letzte Tropfen, der das volle Gefäß zum Ueber-

laufen brachte. Das wußte Don Leone ganz genau, und deswegen bestand er so unbeugsam auf seinem Schein. (Fortsetzung folgt.)

• • Illustrierte Rundschau. • •

Am 24. April feiert der Großherzog Friedrich von Baden sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum. Er ist einer der wenigen noch lebenden deutschen Fürsten, welche unter Kaiser Wilhelm I. an der Verwirklichung des Einheitsgedankens und Aufrichtung des Deutschen Reiches thätigen Anteil hatten, und nicht hoch genug zu schätzen sind die Verdienste, die er sich in seiner langen Regierungszeit nicht nur um Baden, sondern um das ganze deutsche Volk erworben hat durch seine stets nationale Gesinnung und im Jahre 1871 als Vermittler und Versöhner der Gegensätze, die bei der Erhebung König Wilhelms zum deutschen Kaiser hervortraten. Der greise Fürst (geboren am 9. September 1826), der die Bürde seiner 75 Jahre rüstig trägt, kann mit voller Berechtigung die aufrichtigen Glückwünsche, die ihm zu dem seltenen Feste ganz Deutschland spendet, entgegennehmen. — Die schwere Erkrankung von Cecil Rhodes, der mit Chamberlain der Hauptanführer des unseligen südafrikanischen Krieges ist, lenkt die Augen der ganzen Welt wieder auf den Mann, den man den „ungekrönten König von Südafrika“ genannt hat. Nach den Versicherungen eines deutschen Arztes, der Rhodes persönlich kennt, leidet der thatkräftige und erfolgreiche Spekulant, Großindustrielle und Politiker an den schwersten Symptomen der Säuerkrankheit. Obgleich er erst im 49. Lebensjahre steht — er ist am 5. Juli 1853 in Herfordshire als Sohn eines Geistlichen geboren — ist seine Gesundheit doch so gebrochen, daß er schwerlich noch eine politische Rolle spielen wird. — Der neue persische Gesandte hat kürzlich beim deutschen Kaiser und den übrigen deutschen Bundesfürsten sein Beglaubigungsschreiben abgegeben. **Sadschi Mirza Mahmud Khan** ist ein gebildeter und gewandter Mann mit mehr italienischen als orientalischen Gesichtszügen, der überall einen guten Eindruck gemacht hat. — Mit großer Feierlichkeit hat die **Taufe der neuen Kaiserjacht „Meteor“** auf Shooters Island bei New York in Anwesenheit des **Prinzen Heinrich von Preußen** durch Fräulein **Alice Roosevelt** stattgefunden. Die Plattform für den Taufakt lag dicht unter dem Bug des Schiffes, von dem in prächtiger Silberumhüllung eine Champagnerflasche herabhäng. Auf das gegebene Zeichen ergriff Fräulein Roosevelt die Flasche und zerschmetterte sie mit



Sadschi Mirza Mahmud Khan, persischer Gesandter in Berlin.



Fräulein Alice Roosevelt und Prinz Heinrich von Preußen kurze Zeit vor der Taufe der neuen Jacht „Meteor“. Nach einer Photographie von V. Grigajewoff.

den Worten: „Im Namen des deutschen Kaisers taufe ich dich Meteor,“ am Vordersteven der Jacht. Unter Kanonenschüssen, Hurrarufen und Musit zertrennte dann die junge Dame mit einem silbernen Beile das Seil, das die Jacht noch hielt, und das stolze Schiff glitt sanft und sicher in sein Element.

Albrechtsplatz und Augustinerstraße in Wien.
(Mit Bild.)

Der am Treffpunkt der Hofgarten-, Tegetthoff- und Mayseferstraße gelegene Albrechtsplatz in Wien

trägt seinen Namen von dem auf der Augustinerbastei gelegenen Palaste des Erzherzogs Albrecht, den wir links auf unserem Bilde emporragen sehen, während wir in die Augustinerstraße gerade hineinschauen. Der jetzt dem Erzherzog Friedrich gehörige Palast ist in den Jahren 1801 bis 1804 erbaut worden; seine reiche Fassade stammt erst aus dem Jahre 1867. Er enthält die „Albertina“ genannte Bibliothek mit der berühmten Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen. Vor dem Garten, an der Augustinerbastei, liegt der Albrechtsbrunnen mit

den Figuren der Donau und ihrer Zuflüsse. Hinter dem Palaste ist der neuhergestellte gotische Turm der alten Augustinerkirche sichtbar.

Minne ist zweier Herzen Wonne.

(Mit Bild auf Seite 125.)

In die Blütenpracht eines sonnigen Maitags versetzt uns der Maler unseres Bildes und zugleich in die Zeit der ritterlichen Minnepoesie des Mittelalters, die einer ihrer Erforscher so treffend „Minnefangs



Albrechtsplatz und Augustinerstraße in Wien.

Frühling“ genannt hat. Der „Minne Sehnen“ hat den Junker über den See herübergetrieben; heimlich entranm er der strengen Gut der Klosterschule. Unter dem blühenden Apfelbaum, wo die niedrige Ufermauer dem geliebten Mädchen den Lieblingsstyk bietet, hat er sie getroffen. Einsam saß die schöne Ruchtraut dort, in ernstes Träumen versunken, sinnend die Blumen betrachtend, die sie im Gedanken an den fernen Geliebten gebrochen, ihrer Bedeutung als Liebesorakel nachgrübelnd. Da weckte der nahende Ruder Schlag die Träumerin — da kam er herangerudert, leuchtenden Auges sie grüßend. Nun deutet er selbst ihr das Blumenorakel, und seine Lippen

flüstern das Trostwort des großen Minnesängers ihr zu: „Minne ist zweier Herzen Wonne.“

Eine Pfeife Tabak.

Episode aus der Heidelberger Universitätsgeschichte.

Von **H. Berthold.**

(Nachdruck verboten.)

Die kurpfälzische Universität Heidelberg war in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr heruntergekommen. Wenige alte, unbedeutende Professoren lehrten

noch hier, und wenige philiströse Studenten bereiteten sich hier in Stille und Einförmigkeit auf ein Aemtchen vor. Kein fremder Student setzte seinen Fuß nach dem verrufenen Heidelberg.

Da kam die Stadt 1803 an Baden, und der damalige Kurfürst Karl Friedrich beschloß, die Universität wieder zu Glanz und Ansehen zu bringen. Die vorzüglichsten Professoren, insbesondere für die Rechtswissenschaften, berief er aus allen Teilen Deutschlands, neue Gesetze gab er nach langen Beratungen mit



Photozincverlag von Franz Hanfstaingl Kunstverlag in München.

Winne ist zweier Herzen Sonne. Nach einem Gemälde von G. Koch. (S. 124)

Fachmännern der neubegründeten Universität, und der Erfolg blieb nicht aus. Bald strömten aus Osten und Westen die Söhne der angesehensten Familien nach der schönen Neckarstadt, und in kaum einem Jahre blühte sie wieder wie ehemals.

Es war an einem Julimorgen des Jahres 1804. Ein Student im Schnürrock, mit hohen Kanonensstiefeln an den Füßen, schritt den Fußweg empor, der sich nach dem Schloß um den ehemaligen Tiergarten oder Friesenberg hinzieht. Er stand in der Mitte der Zwanziger und trug seine braunen Haare in Locken, die fast bis auf die Schultern reichten. Ein kräftiger Schnurrbart zierte sein Gesicht. Emanuel v. Fürth, der Sohn eines badischen Konsistorialrates aus Karlsruhe, war ein schöner Mann, von imposanter Gestalt, und manches Heidelberger Mädchen hatte ihm schon wohlwollend nachgeblickt, wenn er durch die Gassen schritt. Fast stets sah man ihn Arm in Arm mit dem Kurländer Grafen v. Bassewitz, einem Recken, der durch seine lustigen, oft auch etwas übermütigen Streiche bekannt war. Beide gehörten dem Orden der Constantisten an, der schweigend geduldet wurde, trotzdem der Kurfürst ihn verboten hatte.

Heute war Emanuel v. Fürth allein. Wo befand sich sein unzertrennlicher Begleiter, Graf Bassewitz? Nun, es giebt Gelegenheiten, bei denen man Zeugen nicht wünscht.

Als Emanuel um eine Ecke des Fußweges bog, sah er auf einer Bank ein Mädchen von vielleicht achtzehn Jahren sitzen: Elisabeth, die Nichte des Universitätsyndikus v. Kleudgen. Diese Dame war durch die Stellung ihres Heims eine Respektperson für alle Studenten.

Wir müssen nun leider mitteilen, daß Emanuel v. Fürth seinen Respekt gegen die junge Dame auf eine etwas sonderbare Weise zeigte, mit welcher nicht alle Personen, besonders nicht ältere, würdige Damen, einverstanden gewesen wären. Als er Elisabeth erblickte, verklärte sich sein Gesicht, er schwenkte seine bunte Kappe, sah sich prüfend nach allen Seiten um, trat an die junge Dame, die von ihrem Plaze aufgestanden war, heran und schloß sie ohne weiteres in seine Arme. Dann setzten sie sich Hand in Hand auf die Bank nieder und flüsterten einander Liebes- und Scherzworte zu und bauten Lustschlösser für die Zukunft. Emanuel sollte im nächsten Jahre sein Staatsexamen ablegen und dann in die Verwaltungscarriere eintreten. Bei den Verbindungen, die er durch seinen Vater hatte, konnte es nicht fehlen, daß er in spätestens drei Jahren nach dem Examen eine sichere Anstellung hatte, und dann hinderte ihn nichts mehr, Elisabeth heimzuführen.

Unten auf dem Kirchturm schlug es neun Uhr. Elisabeth erhob sich erschrocken.

„Ich muß nach Hause,“ erklärte sie, „man wird mich vermissen.“

Es folgte ein schneller Abschied, darauf entfernte sich Elisabeth eilig, und Emanuel ging langsam hinter ihr drein.

Als er außer Sicht war, kam von dem oberhalb der Bank gelegenen Teil des Berges ein Offizier heruntergestiegen, der Dragonerleutnant v. Schilling.

Heidelberg hatte nämlich damals eine Garnison von hundert Dragonern mit drei Offizieren, von denen einer der soeben genannte war. Er setzte sich auf derselben Bank nieder, auf der kurz vorher die Liebenden gesessen hatten, und brummte, ingrimmig die Arme über der Brust kreuzend: „Also deshalb läßt das stolze Fräulein einen Offizier vergeblich schmachten? Ein Student wird vorgezogen, und ich Gsel mache dem dummen Mädchen seit Monaten den Hof. Nun ist

es heraus! Ist es nicht ein Skandal, daß ein solches Studentenbübchen einem Offizier vorgezogen wird, einem Dragoneroffizier noch dazu?“

Leutnant v. Schilling stieß dann noch einige soldatische Kernflüche aus und trat in höchst übler Laune ebenfalls den Weg nach der Stadt an.

Das Dragonerkommando in Heidelberg besetzte natürlich auch die Hauptwache neben dem Mittelthor, bei welcher die Hauptverkehrsstraße der Stadt vorüberführte. Es war damals Gesetz, daß kein Zivilist, der bei dem Wachtposten der Hauptwache vorüberging, rauchen durfte. Die Dragoner selbst künmernten sich aber um dieses Verbot nicht, sie qualmten vor der Hauptwache ganz tüchtig aus ihren Thonpfeifen, und selbst der Wachtposten rauchte hin und wieder. Das beförderte bei den Zivilisten die Ansicht, daß das Rauchverbot nicht so streng gemeint sei, und besonders die Studenten nahmen ihre langen Pfeifen nicht aus dem Munde, wenn sie die Wache passierten.

Es war wegen dieser Kleinigkeit schon öfters zu Reibereien zwischen den Wachtposten und den Studenten gekommen, indes wurde nichts Ernstes daraus. Auf die Beschwerden des Militärs trat der Prorektor Schnappinger stets vermittelnd ein.

Am 12. Juli 1804, abends gegen sechs Uhr, nahten sich zwei Studenten, welche nach dem benachbarten Wirtshaus zum „Dchsen“ gehen wollten, der Wache. Es waren Graf v. Bassewitz und Emanuel v. Fürth. Leutnant v. Schilling, der sich auf der Wache befand, hatte die beiden Studenten von weitem kommen sehen, dem Wachtposten rasch einige Befehle gegeben und war dann in die Wache hineingegangen.

Emanuel v. Fürth rauchte, Graf Bassewitz trug eine kalte Thonpfeife in seiner Rechten.

Schon auf zehn Schritte schrie der Wachtposten den Studenten zu: „Die Pfeife aus dem Maul!“

Da Graf Bassewitz nicht rauchte und die kalte Pfeife in der Hand trug, beachtete er diesen Zuruf nicht, sondern ging Arm in Arm mit Emanuel weiter.

Im nächsten Augenblick kam der Wachtposten herzugelaufen und erklärte die beiden Studenten für verhaftet. Als die beiden dagegen protestierten, da sie nicht das geringste gethan hätten, was eine solche Maßregel bedingte, kamen mehrere andere Dragoner hinzugelaufen und brachten die beiden Studenten mit Gewalt in die Wachtstube, wo Leutnant v. Schilling sie mit höhnischem Lächeln empfing.

Der Wachtposten und die anderen Dragoner meldeten, die Studenten hätten geraucht und, als sie arretiert wurden, die Soldaten gröblich insultiert.

Leutnant v. Schilling lächelte noch immer höhnisch.

Emanuel und Graf v. Bassewitz erhoben energisch Protest und erklärten, nicht die geringste Beleidigung der Soldaten begangen zu haben.

Leutnant v. Schilling fragte die beiden Studenten nach ihren Namen, machte sich über ihre Angaben Notizen und entließ dann den Grafen v. Bassewitz ohne weiteres, Emanuel v. Fürth mußte zurückbleiben.

„Weshalb bleibe ich in Haft?“ fragte dieser mit Recht sehr erstaunt.

„Wegen Beleidigung des Militärs!“ entgegnete kurz der Leutnant.

„Ich habe das Militär nicht beleidigt, und selbst wenn ich schuldig wäre, dürfen Sie

*) Der Vorgang ist historisch.

mich nicht in Haft behalten, sondern haben mich an den akademischen Senat auszuliefern, dessen Gerichtsbarkeit ich unterworfen bin!“

„Maul halten! Das machen wir, wie wir wollen!“ entgegnete grob der Offizier.

Dann befahl er, den Studenten in eine Arrestantenzelle zu stecken. Schilling hatte seinen Nebenbuhler jetzt in der Hand und wollte sein Mitleiden an ihm fühlen.

Er setzte sich hin, um eine schwere Anklage gegen den Studenten zu schreiben. Er richtete seine Meldung direkt an den Kurfürsten, beschwerte sich darüber, daß das Militär beständigen Beleidigungen und Angriffen von seiten der Studentenschaft ausgesetzt sei, daß der akademische Senat gar nichts gegen die Studenten thue, vielmehr bei allen Streitigkeiten mit dem Militär in ungerechtester Weise für sie Partei ergreife. Der schlimmste aller Studenten sei ein gewisser Emanuel v. Fürth, von dem man genau wisse, daß er der Senior eines geheimen und höchst gefährlichen Ordens, der Constantia, sei u. s. w.

Leutnant v. Schilling war eben durch die Eifersucht blind geworden und hatte nur ein Ziel im Auge, nämlich dem Nebenbuhler so viel wie möglich zu schaden.

Dieser saß aber auch nicht ruhig in seiner Zelle. Sein jugendliches Blut empörte sich gegen die Ungerechtigkeit, die an ihm begangen wurde. Er begann zu schreien, man solle ihn herauslassen, und als die Dragoner, welche fühlten, daß sie sich dadurch ihrem Offizier gefällig zeigten, ihn durch die Thür hindurch verhöhnten und beschimpften, begann er in seiner Zelle zu toben und mit den Stiefelabsätzen an die Thür zu schlagen, bis auch Leutnant v. Schilling den Skandal hörte.

Das versetzte ihn in neue Wut, und gleichzeitig schien ihm der Augenblick gekommen, in dem er den Gegner wenigstens gesellschaftlich vernichten konnte. Man lebte damals in einer Zeit der Gewaltthätigkeit, und besonders das Militär war stets zu rohen Uebergriffen gegen die Bürger geneigt, da dieselben in den meisten Fällen ungestraft blieben.

Leutnant v. Schilling befahl, die Bank herbeizuschaffen, auf welcher die Prügelstrafe an den Soldaten vollzogen wurde, ebenso die nötigen Rohrstöcke. Dann wurde die Zelle Emanuels geöffnet, und als der Arrestant halbrasend vor Wut herausfuhr, ließ ihn Schilling festhalten und teilte ihm mit, daß er für sein Toben und freches Gebaren sofort fünf und zwanzig Hiebe „aus dem Pfeffer und Salz“ erhalten solle.

„Das wird Jhn schon ruhig machen, Er Hundsfott!“ setzte Schilling hinzu.

Emanuel war über die Schmach, die ihm angethan werden sollte, sprachlos. Wenn die Exekution an ihm vollstreckt wurde, war er moralisch tot als Student, als zukünftiger Staatsbeamter, als Mensch in der anständigen Gesellschaft. Elisabeth war für ihn verloren.

In diesem furchtbaren Augenblicke erschien glücklicherweise der Prorektor Schnappinger, begleitet von den sechs Universitätsdienern, und mit ihm der Stadtdirektor mit acht Polizeibeamten.

Graf v. Bassewitz hatte sich von der Wache direkt zum Prorektor begeben, um bei diesem Protest gegen die ihm zu teil gewordene Behandlung zu erheben, und um die Freilassung des Freundes zu erwirken. Der Prorektor war empört über den Vorfall, da er aber den Leutnant v. Schilling als einen gewaltthätigen Menschen kannte, nahm er nicht nur die uniformierten und bewaffneten Universitätsdiener mit sich, sondern er wandte sich auch noch um Hilfe an den Stadtdirektor, die höchste Zivilbehörde der Stadt. Dieser

war sonst kein Freund der Universität und noch weniger des Prorektors, denn mit diesem zusammen mußte er sich in das Stadtreiment teilen, während er früher Alleinherrscher war. Aber auch der Stadtdirektor war außer sich über den Vorfall, requirierte seine sämtlichen Polizeidiener und erschien mit ihnen auf der Wache.

Durch alle diese Umstände hatte sich die Befreiung Emanuels verzögert, glücklicherweise kam die Hilfe noch zu rechter Zeit, noch bevor er auf die Prügelbank gelegt und entehrt wurde.

So ohne weiteres aber gab Leutnant v. Schilling seinen Gefangenen nicht frei. Er schäumte vor Wut, daß der Gegner noch im letzten Augenblicke seiner Rache entzogen werden sollte, und erklärte, der Gefangene habe das Militär beleidigt und untersehe nunmehr der militärischen Gerichtsbarkeit.

Der Prorektor und der Stadtdirektor traten natürlich dem Offizier scharf entgegen und beriefen sich auf die Privilegien der Universität und auf die strikten Befehle des Kurfürsten. Trotzdem hätte v. Schilling in seiner Wut vielleicht nicht nachgegeben, hätte er nicht fürchten müssen, daß seine Gegner Gewalt anwenden würden, der gegenüber für ihn und das Militär eine schmachvolle Niederlage drohte. Auf der Wache befanden sich nur sechs Dragoner und ein Trompeter, die Gegner hatten vierzehn Bewaffnete mit sich.

Unter Protesten, Fluchen und Schimpfen gab Schilling endlich den Gefangenen frei, schwur aber, „er werde ihn noch anderweitig zu fassen wissen“.

Der Prorektor begab sich mit Emanuel und Graf Bassewitz sofort zu dem Universitätsyndikus v. Kleudgen. Emanuel konnte das nur angenehm sein, auf diese Weise hatte er Gelegenheit, Elisabeth zu sehen.

Herr v. Kleudgen nahm ein großes Protokoll auf, während man aber dieses noch feststellte, tönten schmetternde Trompetenklänge von der Straße herauf. Leutnant v. Schilling ließ als erster und ältester Offizier das Dragonerkommando alarmieren.

Bei seiner späteren Vernehmung hat sich, was aus den Akten hervorgeht, Schilling damit entschuldigt, die Nachricht sei ihm zugegangen, die Studenten rotteten sich zusammen und wollten die Hauptwache und die Kaserne des Dragonerkommandos stürmen. Es war kein Wort an dieser Behauptung wahr, jedenfalls wollte Schilling sich nur mit Gewalt wieder in den Besitz seines Gefangenen setzen. Sein ganzes Verhalten und die Befehle, die er seinen Mannschaften erteilte, weisen darauf hin.

Dr. Heyck berichtet nach den Akten, die ihm zur Verfügung standen, folgendermaßen: „Am neun Uhr hörten die erstaunten Bürger und Studenten in den Straßen Trompetensignale blasen, bald darauf ertönte das Pferdetrappel eines Piketts von hundert Mann Dragonern, die mit gezogener Klinge nach verschiedenen Richtungen durch die Stadt sprengten. Die erschrockenen Studenten eilten zum Prorektor in den Hof des katholischen Seminars. Wo sie auf dem Wege den berittenen Trupps begegneten, höhnten die Soldaten sie als „Studentenbübchen“ und mit anderen Ausdrücken und fuchtelten ihnen mit den Säbeln um die Köpfe. Die Dragoner patrouillierten unterdes fort, eine Abteilung von ihnen hieb bei der Heiliggeistkirche auf eine Schar Neugieriger ein und blies drei Bürger, während einige dabei stehende Studenten mit zerfetzten Kleidungsstücken davorkamen. Die so roh Angegriffenen begannen sich zu wehren, und nur die mutige Intervention des Universitätsyndikus v. Kleudgen verhinderte, daß größeres Unheil geschah. Die Akademiker, soweit sie sich noch zusammen-

fanden, sandten nun Abgeordnete auf die Wache, welche die Versicherung abgaben, daß sie ihrerseits keine Feindseligkeiten vorhätten und eine beruhigende Erklärung forderten.

Sie wurden aber kurz abgefertigt: „Es hätten Studenten nach der Wache geschlagen.“

Der Prorektor war entschieden dafür, daß Emanuel v. Fürth nicht auf die Straße gehe, da seine Sicherheit, vielleicht sein Leben gefährdet sei. Auch der Universitätsyndikus war dieser Ansicht und bot ihm Quartier in seinem Hause an.

Während die beiden alten Herren hinaus-eilten, um ihre Pflicht zu thun, die Studenten zu beruhigen und weiteres Unglück zu verhindern, konnte Emanuel bei den Damen bleiben und mit ihnen den Abend verplaudern. Spät nachts kam der Syndikus erst heim, meldete, es sei alles noch verhältnismäßig glücklich abgelaufen, unter der Studentenschaft aber herrsche eine hochgradige Aufregung.

Emanuel mußte mit dem Syndikus noch eine Flasche Wein trinken und schlief dann mit ihm in einem Zimmer.

Am Morgen des 13. Juli holte Graf Bassewitz seinen Freund ab, es fand auf dem Plage vor der Universität eine große Versammlung aller Studenten statt. In dieser wurde zum Schrecken der Professoren einstimmig beschlossen: „Die Studentenschaft verläßt wegen der ihr angethanen Schmach und Ungerechtigkeit Heidelberg.“

Dem Beschlusse folgte sofort die That. In geordnetem Zuge marschierten sämtliche Studenten an der Hauptwache vorüber über die Neckarbrücke und jenseits am Fuße des Heiligenberges nach Neuenheim zu, wo sie sich lagerten.

Die Universität Heidelberg bestand nicht mehr, denn sie hatte keine Studenten. Der Senat trat eilig zu einer Sitzung zusammen. Schreck und Bestürzung herrschten in derselben. Was würde der Kurfürst zu dem Vorfall sagen? Von jeher hatte er sich über das rasche Aufblühen der Universität gefreut, und nun dieser Skandal! Wenn die Studenten auch wahrscheinlich wiederkehrten, sobald man ihnen einige Konzessionen gemacht hatte, so kam doch durch den Vorfall die Universität im ganzen Reiche in schlechten Ruf, und der Zuzug neuer Studenten hörte auf.

Schon am frühen Morgen hatten der Prorektor und der Universitätsyndikus einen reitenden Boten mit der Meldung der Geschehnisse des vorhergehenden Abends an den Kurfürsten gesendet, der eben im nahen Schwezingen sich aufhielt. Nun beschloß der Senat, die beiden Herren sollten sofort selbst zum Kurfürsten fahren, um diesem den ganzen Sachverhalt vorzutragen und Verhaltensmaßregeln von ihm zu erbitten. Schwezingen ist von Heidelberg nur anderthalb deutsche Meilen entfernt. Es wurde schleunigst ein Wagen beschafft, die Herren legten ihre Amtstracht an und fuhren, so rasch sie konnten, davon.

Prorektor Schnappinger und Universitätsyndikus v. Kleudgen waren sicher, daß der Kurfürst ihren Dienstfeier anerkennen würde, sie erstaunten daher nicht wenig, als er sie sehr ungnädig aufnahm.

Auch der Leutnant v. Schilling hatte nämlich noch in der Nacht eine Stafette an den Kurfürsten mit einem Bericht gesendet, in welchem er von bevorstehendem Angriff der Studentenschaft auf das Militär meldete, welches in voller Empörung sei. Außerdem hatte er den sehr gehässigen und erlogenen Bericht über den verhafteten Emanuel v. Fürth beigelegt.

„Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“ sagt

das Sprichwort, das sich auch hier bewahrheitete. Der Rapport des Offiziers, welcher zuerst eingelaufen war, machte auf den Kurfürsten den größten Eindruck und nahm denselben gegen die unbotmäßigen Studenten ein. Als die Professoren jetzt gar meldeten, daß die Studenten Heidelberg verlassen hätten und nicht wieder kommen wollten, geriet Karl Friedrich in außerordentlichen Zorn und erklärte, er wolle die gesamten Studenten als Friedensbrecher und Empörer behandeln lassen.

Die Professoren wagten darauf unterthänigst zu bemerken, daß dies den Ruin der Universität Heidelberg für immer bedeuten würde, erklärten sich auch hinzuzufügen, daß Seine Durchlaucht sehr schlecht berichtet seien, und daß der Bericht des Leutnants v. Schilling jedenfalls grobe Unwahrheiten enthalten müsse.

Der Kurfürst übergab darauf den Rapport den Professoren zum Lesen, und diese erfuhren nun die ungeheuerlichen Uebertreibungen und Entstellungen, deren sich Schilling schuldig gemacht hatte.

Sie konnten diese natürlich leicht widerlegen, und der Kurfürst ergrimmte nunmehr über die Handlungsweise des Leutnants v. Schilling, versprach strengste Untersuchung und schickte eine Stafette nach Heidelberg mit dem Befehl, daß Leutnant v. Schilling bis auf weiteres Stubenarrest habe.

Eine gewissenhafte Untersuchung des Falles und Bestrafung der schuldigen Militärpersonen sollte stattfinden und, um alle Reibereien mit dem Militär zu vermeiden, dieses nach einiger Zeit ganz von Heidelberg fortkommen. Ferner wollte der Kurfürst den Studenten ihren eigenmächtigen Auszug verzeihen, wenn sie sofort zurückkehrten. Dem Studiosus Emanuel v. Fürth sollten „im Notfalle“ die Professoren das besondere Bedauern des Kurfürsten über die ihm zu teil gewordene schmäbliche Behandlung ausdrücken.

Die Professoren fuhren mit diesem Bescheid wieder nach Heidelberg zurück. Mit ihnen fuhr der vom Kurfürsten ernannte Untersuchungsrichter, Freiherr v. Draiz, der umgehend Bericht erstatten sollte.

Die Professoren kamen gegen Abend in Heidelberg an, und Universitätsyndikus v. Kleudgen, der bei den Studenten sehr beliebt war, fuhr sofort nach Neuenheim hinüber, um die Studenten zu sofortiger Rückkehr zu bewegen. Er kam aber zu sehr ungelegener Zeit. Die Studentenschaft hatte den ganzen Tag gekneipt, war sehr in „Stimmung“, und die Leute, mit denen er überhaupt verhandeln konnte, nahmen den Mund sehr voll, stellten die unsinnigsten Forderungen und drohten, am nächsten Tage werde die Studentenschaft weiterziehen, um andere Universitäten aufzusuchen, der größere Teil werde sich nach Göttingen wenden.

Diese Nachrichten waren sehr niederschlagend, und als v. Kleudgen dem akademischen Senat dieselben überbrachte, war dieser in noch größerer Verlegenheit als am Morgen. Die Reise zum Kurfürsten, alles Entgegenkommen desselben, alles was vergebens, wenn die Studentenschaft bockbeinig blieb, wenn auch nur ein Teil der Studenten — denn dies waren dann gewiß die Reichsten und Angeesehensten — sich wirklich nach Göttingen begab.

Der Senat vertagte sich und beschloß, am nächsten Vormittag wieder eine Sitzung zu halten.

Als der Universitätsyndikus v. Kleudgen nach mühevolem Tagwerke abends ermüdet nach Hause kam, fand er hier eine neue Unannehmlichkeit in Gestalt eines Briefes, den ihm seine Frau überreichte.

Dieser kam vom Leutnant v. Schilling und

verriet das Liebesgeheimnis Emanuels und Elisabeths. In höhnischen Worten schilderte Schilling die Zusammenkunft der Liebenden, die er vor einigen Tagen beobachtet hatte, und gratulierte dazu, daß die Mächte des Syndikus einen geprügelten Schulknaben zum Beliebten habe.

Elisabeth hatte ihrer Tante alles gestanden, als diese sie zur Rede stellte, und war jetzt zur Ruhe gegangen; ihr Onkel und Vormund konnte sie daher nicht mehr sprechen. Er schickte auch seine Frau schlafen und ging dann nachdenklich noch eine Stunde in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

Am nächsten Morgen frühzeitig ließ er Elisabeth zu sich rufen, und das junge Mädchen trat, gefaßt auf schwere Vorwürfe, in sein

Zimmer. Sie war indes freudig überrascht, als der Onkel zu ihr sagte: „Setz dich an meinen Schreibtisch und schreibe einen Brief an Emanuel v. Fürth. Teile ihm mit, daß ich um euer Verhältnis weiß und daß ich, vorausgesetzt die Einwilligung seiner Eltern, heute noch in eure Verlobung willige, wenn es ihm gelingt, die Studentenschaft zu sofortiger Rückkehr zu bewegen. Er ist am meisten verletzt und beleidigt; wenn er für die Rückkehr stimmt, macht das großen Eindruck. Wenn er dich liebt, wird er auf deinen Brief hin handeln, wie wir es verlangen.“

Schon um sieben Uhr morgens war ein besonderer Bote mit dem Briefe an Emanuel v. Fürth nach Neuenheim unterwegs, und gegen elf Uhr vormittags erschien eine Depu-

tation von zwölf Studenten, an ihrer Spitze v. Baffewitz und Emanuel, um mit dem Senat zu unterhandeln. Es war dem Rednertalent Emanuels, den allerdings sein Intimus warm unterstützte, gelungen, in einer großen Morgenversammlung die Studentenschaft zur Rückkehr zu bewegen. Am meisten Eindruck machte es, daß gerade Emanuel für die Veröhnung sprach.

Die Verhandlungen mit dem Senat dauerten nicht lange. Die Deputation erfuhr, was der Kurfürst zugesichert hatte, auch der Senat leistete alle gewünschten Versprechungen, und so erklärten die Deputierten, sie wollten den Wiedereinzug veranlassen, wenn derselbe mit Musik geschehen dürfe.

Das wurde ohne weiteres zugestanden. Um ein Uhr mittags erfolgte der Einzug

Humoristisches.



Wohhaft.
 Fräulein: Wegen meiner hat sich 'mal ein Herr erschossen!
 Freundin: Der sollte dich wohl heiraten?



Mißglückte Spekulation.
 Erster Student: Na, Freund Söffel, was schneidest denn du für Gesichter?
 Zweiter Student: Hab' scheußliches Pech gehabt. Dem' dir, für den mir gescholtenen Ueberzieher hat mir mein Onkel einen neuen geschenkt.
 Erster Student: Mensch, und das nennst du Pech?
 Zweiter Student: Natürlich, ich wollte mir ja achtzig Mark schicken lassen und für fünfzig einen neuen kaufen!

der Studenten. Auf dem Marktplatz empfing sie der Senat, verkündete ihnen die Versprechungen des Kurfürsten, und die Studentenschaft brachte diesem ein dreimaliges Hoch. Am Abend fand eine kleine Feier im Hause des Universitätsyndikus statt, bei welcher sich Emanuel und Elisabeth verlobten.

Dem Kurfürsten wurde sofort durch Statette die Wiederherstellung des Friedens gemeldet, und dieser sprach darüber seine Freude aus, dankte auch noch besonders den beiden Professoren, sowie auch dem Studiosus Emanuel v. Fürth für seine Vermittelung, und in der That erwies sich der Kurfürst so dankbar, daß schon nach drei Jahren Emanuel seine Braut als wohlbestallter Regierungsrat heimführen konnte.

Gosrichter v. Draus untersuchte eifrig die Heidelberger Angelegenheit und fand, daß alle Schuld auf seiten des Leutnants v. Schilling lag. Dieser erhielt Festungsarrest und wurde von Heidelberg nach einer anderen Garnison veretzt.

So endete der Heidelberger Studentenauszug, der uns ein äußerst interessantes Bild damaliger Zustände giebt.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 15:
 Ein spöttisches Verlaßen ist noch kein Besserwerden.

Rätsel.

Mein Bruder, der in seiner Jugend Und in der Schul' sich schlecht gefühlt, Ward, weil er kannte keine Tugend, Mit meinem Wort oft tituliert.
 Der Schwester war dafür zu eigen Die Sittsamkeit, sie war nie grob;
 Wirst du vom Brudertitel streichen Nur einen Laut: jagt dieß ihr Lob.
 Auflösung folgt in Nr. 17.

Somonym.

Was rennen und eisen die Leute dort?
 Sie machen lärmend das Rätselwort.
 Still wird's auch von der Hausfrau gemacht Und warm und braun auf den Tisch gebracht.
 Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösungen von Nr. 15:

des Silben-Merk-Rätsels: Normandie, Ragusa, Altenburg, Michelangelo, Sedan, Frankenberg, Kompaß, Damenspiel, Zimmermann, Gomerling, Hindostan, Rempten, Weibnachten = Die guten Gedanken kommen immer hinten nach; des Logogriffs: Zinne, Zinn, Inn.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.